

Klaus Michael Oberrainer

Das Muttermal auf der Haut der Einsamkeit

Sagen Mythen Erzählungen

Zum Autor:

Klaus Michael Oberrainer wurde in Kärnten (Lind im Drautal) geboren, nunmehriger Lebensmittelpunkt ist München. Veröffentlichungen in diversen Literaturzeitschriften.

Er ist davon überzeugt, dass man im Leben nicht alles erreichen kann, von dem man träumt, jedoch kann die Beschäftigung mit Literatur vieles davon ersetzen und ausgleichen. Menschen haben sich seit jeher leidenschaftlich Geschichten erzählt, darum werden Menschen auch immer von Büchern fasziniert sein. Auf ihn übt das Erfinden von fiktiven Geschichten einen unwiderstehlichen Reiz aus. Er meint, dass wir einigermaßen die kleine Welt kennen, in der wir leben, doch wir wüssten nichts vom großen Rest der Welt, würde dieser nicht von der Literatur für uns zum Leben erweckt werden!

© 2023 Klaus Michael Oberrainer

1. Auflage

Illustration: Klaus Michael Oberrainer

Umschlaggestaltung: Klaus Michael Oberrainer

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99152-095-5 (Softcover)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Sieglinde



Jeder unglückliche Mensch ist ein Muttermal auf der Haut der Einsamkeit

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Die zwei ungleichen Brüder	10
Die gefrorene Zeit	25
Der Lindwurm	39
Der König der Aussätzigen	57
Der Drachentöter	81
Anleitung zum Unglücklichsein.....	115
Ofelia.....	129
Der kleine König Lelex.....	144
Was die Götter wollen	162
Liebesträume	178
Der Dorfpoet	197
Sieben Punkte der Gnade	228
Glückshaus	249
Der Goldfisch	283
Nachwort	308

Einleitung



Es existiert nur eine einzige Zeichnung, auf der die Burg zu Lind zu sehen ist. Diese Zeichnung hat ein gewisser Johann Weichard von Valvasor im Jahr 1688 angefertigt. Die Burg war zu diesem Zeitpunkt von den Herren von Lind schon aufgegeben worden, sie ist nämlich im 15. Jhdt. von einer Streitmacht der Görzer Grafen belagert und zerstört worden. Auf der Zeichnung ist daher nur noch die Ruine der Burg zu sehen. Valvasor hat sein Hauptaugenmerk zudem eher auf die Häuser des Dorfes unterhalb der Burg gerichtet, die Darstellung der Ruine fällt recht klein aus und sie rückt dadurch seltsam in den Hintergrund. Erst wenn man die Burg wie ein eigenes Puzzelteil betrachtet und dieses aus der Zeichnung herausnimmt, erahnt man ihre wahre Größe und Gestalt. So ist diese Skizze von mir entstanden, die dieser Einleitung vorangestellt ist.

Heute finden sich nur noch wenige erkennbare Spuren von den Mauern der alten Burg zu Lind. Sie liegen versteckt unter der Erde, zwischen den Bäumen des dichten Waldes, aus dem sie einst mit ihren Reihen hoher Zinnen

herausragten, wie ein breiter, gezackter Drachentrücken. Selbst vom einst mächtigen Bergfried ist nur noch eine halbe und daher wenig beeindruckende Ruine erhalten geblieben. Den Rest der Befestigungsanlagen haben Menschenhand, die Natur und die etlichen Tage, die seit dem Ende ihrer Blütezeit ins Land gezogen sind, zu gleichen Anteilen ausgelöscht.

Nichts blieb von der Burg erhalten, weder die schweren, baumhohen Tore, durch die man die Burg betrat, noch die grauen Steinplatten, die die Wege bis hin zu den schweren Toren pflasterten. Alles das hat die Zeit spurlos verschwinden lassen, alles, bis auf einen unverwüstlichen Dornstrauch. Die Menschen, die damals lebten, sind längst in der Erde begraben und alles, was sie jemals besaßen, ist nicht mehr fassbar, doch diese hässliche Pflanze, die sie mit eigenen Augen noch selbst wachsen sahen und deren Stängel mit unzähligen schwarzen Zacken übersät sind, bringt immer noch neue Triebe hervor. Dass aber die Steine der Vergangenheit sich beinahe in Luft auflösten, dieser hässliche Dornstrauch hingegen bis heute alles überdauerte, hat freilich seine Gründe.

Man weiß, jede Auffälligkeit an einem Ort, wird zu einem bestimmten Zeitpunkt zum ersten Mal sichtbar, meist an einem ganz gewöhnlichen Tag, der nicht weiter auffällt zwischen anderen meist langweiligen Tagen, die ihm vorausgehen, just zu einer Stunde, in der fast alles so zu sein scheint wie eh und je. Aber wenn man es darauf anlegt, so wird man den konkreten Anlass entdecken, der die Veränderung der Dinge in einem bestimmten Gebiet herbeiführte.

Dieses Buch geht der Spur dieses Rätsels nach, es klärt darüber auf, was einst wann und warum geschah. Diese Geschichte wird anhand vieler kleiner Geschichtchen erzählt, die sich dabei an einem dünnen Faden entlanghangeln, der sich von heute bis weit zurück in die Vergangenheit dieses

Ortes spannt, wie der berühmte Faden, der den sicheren Weg durch ein unentwirrbares Labyrinth anzeigt.

Experten sagen, je weiter man sich mit seinen Forschungen zurückwagt, desto unsicherer erscheint das, was man von der Vergangenheit zu sehen bekommt; es ist, als würde man im dichten Nebel umherirren und nach kleinen Käfern am Boden suchen, oder zur Mittagsstunde am blauen Himmel nach den Sternen der Nacht Ausschau halten, oder während des Hochsommers darauf hoffen, den Schnee vom letzten Winter noch einmal sehen zu können.

Doch auch wenn man nie die Gewissheit hat, ob sich tatsächlich alles so zugetragen hat, wie es diese Aufzeichnungen dokumentieren, die uns unglücklicherweise nur fragmentarisch erhalten sind, so fasziniert dennoch die Vorstellung, dass diese Geschichten, Erzählungen und Mythen, die manchmal wie Märchen klingen, zumindest kleine Bruchstücke einer vielschichtigen Wahrheit in sich tragen.

Kapitel 1



Die zwei ungleichen Brüder

Die erste Geschichte, die nun vor unseren inneren Augen und Ohren ausgebreitet wird, vollzog sich zu jener Zeit, als die Burg – die ehemals aus einer oberen und unteren bestand – noch in ihrer vollständigen und imposanten Größe existierte; als sie gleichsam über dem kleinen Dorf, welches sich zu ihren Füßen ausbreitete, auf einem verhältnismäßig schlanken Felskopf, weithin sichtbar, thronte. Die Burg erweckte damals bei allen Menschen, die sie sahen, einen stolzen Eindruck und niemand zweifelte daran, dass sie für alle Zeiten, in dieser Form erhalten bleiben würde. Es war undenkbar, dass diese unverwundbare Burg jemals untergehen könnte.

Man ist immer fasziniert von Bauwerken, die so mächtig und unantastbar erscheinen, wie die Pflanzen der Schöpfung. Die Burg zu Lind streckte sich wie ein knochiger Finger gen Himmel, so manchen versetzte diese Festung ins Staunen wie ein Weltwunder, insbesondere angesichts der sie umgebenden Kulisse, die nichts anderes war als ein enges Tal, welches steile und waldige Bergflanken säumten.

Doch man darf nicht vergessen, für die Menschen, die in dieser Zeit lebten, war das Leben alles andere als beschaulich

und unbeschwert; andauernd wurden sie, von den jeweiligen Burgherren, in kriegerische Fehden hineingezogen, die sie im Grunde nichts angingen. Sie litten auch ohne diese sinnbefreiten kriegerischen Auseinandersetzungen schon genug an bitterer Not und prägender Armut. Die Zeit und die Muße, sich als Individuum einem schwärmerischen Staunen hinzugeben, so wie wir modernen Menschen es heutzutage so gerne tun, lagen noch weit in der Zukunft. Das Dasein der Menschen war mit harter, schweißtreibender Arbeit ausgefüllt, der Kampf ums Überleben gestattete ihnen keine Verschnaufpausen, so etwas wie einen Sonntag zum Faulenzen gab es damals noch nicht. Von früh bis spät mussten sie schuften, um überhaupt zu ein paar kümmerlichen Einkünften zu kommen. Doch trotz all dieser Widrigkeiten waren es mehrheitlich gute und fromme Menschen, die sich in den engen, zumeist feuchten und in ihrem Inneren völlig finsternen Häuschen, mit ihrem Schicksal zu arrangieren versuchten.

Die Ritter, die auf der Burg residierten, waren selten Edelleute, sie waren mehr vom Schlage der Barbaren, die das Töten und Abschlachten ihrer jeweiligen Feinde verrichteten, auf die Weise, wie ein Schmied Hufeisen um Hufeisen fabrizierte. Und so waren auch die Gesetze, die diese Barbaren machten, keine die der Gerechtigkeit zu ihrem Durchbruch verhelfen sollten, sondern solche, die lediglich den Zweck hatten, die brutale Gewalt zu rechtfertigen, mit der die Raubritter die wehrlosen Dorfbewohner zu ihren Untertanen machten. Es war eine blutige und rücksichtslose Herrschaft, die sie errichteten, denn allein die Burgherren bestimmten die Höhe der Abgaben – die wir heute einfach Steuern nennen - die die Dorfbewohner alljährlich zu entrichten hatten. Sie mussten sich in der Manier von Sklaven bis hin zu ihrem Tode ausbeuten lassen. Sie hatten keine andere Wahl, als sich den Mächtigen zu fügen, ohne großartig aufzumucken. Dies war die einzige Möglichkeit, sich das Letzte zu

bewahren, was sie neben den zerlumpten Kleidern, die sie auf ihren knöchigen Leibern trugen: nämlich das nackte Leben selbst. Diese Leiden und Mühen, die den Menschen des Mittelalters abverlangt wurden, können wir uns heute schlicht nicht mehr vorstellen. Es ist undenkbar, dass wir Menschen von heute, an ihrer Stelle, nicht schon nach wenigen Wochen resignierend das Handtuch werfen würden. Wir würden es nicht durchstehen, dauerhaft so unterdrückt zu leben, wie die Menschen Generationen vor uns. Never ever! Wir von heute sind verwöhnt und verweichlicht, von einem übererfüllten Wohlstandszustand, der den Menschen von damals so fremd vorkommen würde, wie einer unser hochtechnisierten Zahnarztbohrer.

Es gab einen Burgherrn, der übermäßig hartherzig und ungerecht war, sodass die Dorfbewohner weit mehr Angst vor dessen üblen Launen, Wutausbrüchen und Ungerechtigkeiten hatten als vor den totbringenden Seuchen und Krankheiten der damaligen Zeit, wie beispielsweise der Pest, der Ruhr oder der Cholera. Die Menschen atmeten auf, wenn sie sahen, dass der schreckliche Burgherr mit seinen Rittern in eine ferne Schlacht zog, weil sie dann zumindest für ein paar Wochen oder Monate von ihm in Ruhe gelassen wurden.

Als er eines Tages aus einer der Schlachten nicht mehr zurückkehrte, weil er in dieser überraschend getötet worden war (auf eine wenig heldenhaft Weise noch dazu, es hieß der Pfeil eines namenlosen Bogenschützen hatte ihm den Hals durchbohrt), strömten die Menschen des Dorfes heimlich in die kleine Kirche, um Gott dafür zu danken, dass er sie endlich von diesem Tyrannen befreit hatte.

Der getötete Burgherr hatte zwei Söhne, von denen dem Älteren der beiden nun die Pflicht erwuchs, weiter mit harter Hand über seine Untertanen zu herrschen. Er hieß wie sein Vater Perchthold und er wurde binnen Stunden zum Burgherrn erklärt. Seit jeher galt die Regelung, dass sich der

Zweitgeborene in der Erbfolge erst einmal hinter dem Erstgeborenen anzustellen hat. Dies war im Grunde eine vernünftige Regelung, um offene Konflikte innerhalb einer Familie zu vermeiden, aber zugleich beschwor diese Regelung nicht selten erst recht einen erbittert geführten Zwist zwischen Brüdern herauf, der dann oftmals blutig für einen der aufgebrauchten Streithähne endete.

Der Jüngere der beiden Brüder, er hieß Siegbert, schien jedoch von der vernünftigeren Art zu sein. Er machte vorerst keinerlei Anstalten, seinen Bruder in den Rücken fallen zu wollen, vor anderen Leuten pries er mehrfach dessen Fähigkeiten; über andere zu herrschen, darin sei er herausragend, soll er gesagt haben. Was er damit aber zum Ausdruck bringen wollte, war vor allem, dass man sich in erster Linie vor seinen Talenten fürchten sollte, denn schließlich waren beide Brüder durch die harte Schule ihres Vaters gegangen, was aus beiden schier unbesiegbare Kämpfer gemacht hatte.

Dass Siegbert sich still verhielt, bedeutete also nichts Gutes, denn er sann bereits aus Neid auf Rache. In Wahrheit brodelte es bei ihm schon gehörig unter der Oberfläche, so sehr wie im Schlund eines qualmenden Vulkans, denn er war ehrgeizig, viel ehrgeiziger, als es sein Bruder jemals gewesen war und als er es jemals sein würde. Siegbert war ein glänzender Schauspieler, er machte freundliche Miene zu allen Geschehnissen, die die Anordnungen des neuen Burgherrn mit sich brachten; er nickte zu den neuen Beschlüssen, als würde er ihnen seinen Segen erteilen, er verhielt sich bei allem, was geschah, still wie ein Mönch, der sich einem eiserne Schweigegelübde unterworfen hatte. Noch konnte er alle seine mächtigen Empfindungen im Zaum halten und er war nicht nur ein glänzender Schauspieler, sondern auch ein Meister darin, seine wahren Absichten zu verbergen, zu verheimlichen, so dass niemand im ganzen Umfeld der Burg seine stolzen und hasserfüllten Gedanken erriet, oder auch

nur erahnt hätte. Bedauerlicherweise auch nicht sein eigener Bruder.

Perchthold war, als er zum Burgherrn ausgerufen wurde, ein unbeschriebenes Blatt, von ihm wusste man unten im Dorf nicht viel und so war es nicht verwunderlich, dass sich die Dörfler davor fürchteten, dass dieser nach dem Charakter seines Vaters kommen könnte. Doch es zeigte sich bald, dass Perchthold eine vollkommene andere Gesinnung vertrat. Ja, er war in nahezu allen Belangen das Gegenteil seines Vaters, er war nicht machtbesessen und habgierig, er war, womit niemand rechnete, ein Denker! Einer der sich in Gedanken damit auseinandersetzte, was falsch und richtig, was gerecht und ungerecht war. Er prüfte lange sein Gewissen, wenn er Entscheidungen zu treffen hatte, er sann Tag und Nacht darüber nach, wie er sich in diesem oder jenem Fall verhalten sollte und nicht nur dies, ihm lag daran, dass sich die Lebenslage seiner Untertanen verbesserte!

Heute würden wir sagen, er war ein Mann des Fortschritts, er hatte humanistische, aufgeklärte Visionen, er baute an einer Zukunft, die hundertfach besser sein sollte als es die Gegenwart war. Dies war für einen Mann in seiner Position ein äußerst ungewöhnlicher Zug. Perchthold war wie besessen davon, die Menschen im Dorf zu fördern. Je mehr Details ihm von der Not seiner Bürger von seinem engsten Vertrauten geschildert wurden, desto mehr verachtete er seinen Vater für dessen Herzlosigkeit, mit der er so viele Jahre diese armen Leute geknechtet und gedemütigt hatte. Sein engster Vertrauter war, der infolge seines Alters, völlig erblindete Pfarrer des Dorfes, ihn machte er zu seinem wichtigsten Berater.

Perchthold regierte das kleine Lehen mit Sanftmut und Weisheit, mit einem sozialen Empfinden, das der Zeit um hunderte Jahre voraus war. Schon bald geschah es, dass er Abgaben verringerte, sodass die Menschen erstmals

imstande waren, Vorräte und Ersparnisse anzulegen für wieder andere Zeiten. Er gab Bürger, die ans Burgtor klopfen und um Nahrung bettelten, weil sie nicht reichlich genug zu essen hatten. Niemand hätte etwas derartiges früher jemals gewagt! Es war irre, ja revolutionär!

Eines Tages kam eine alte Frau aus dem Dorf hinauf zur Burg, sie hieß Hermine. Sie klopfte an das große, eisenbeschlagene Tor und die Wachen machten ihr auf, weil sie wussten, dass ihr Herr großen Respekt vor alten Leuten hatte. Er hatte befohlen, dass man die Greisen und Gebrechlichen gut behandelte und sie nicht wegschickte, was immer auch ihr Begehren war. Hermine wurde von ihrem quälenden Hunger, den steilen Weg hinauf zur Burg getrieben, und wie so viele vor ihr, war sie erfüllt von der Hoffnung, hier etwas für sich und ihren kranken Gatten zu erhalten. Man führte sie über den Burghof hin in einen Vorratsraum, in welchem auf breiten Regalen ungezählte Köstlichkeiten lagen. Die alte Frau band sich ihre Schürze zu einem Sack zusammen, denn sie durfte sich von diesen Schätzen mitnehmen, so viel sie tragen konnte.

Als sie fertig war, sagte sie, dass sie die Burg erst verlassen würde, wenn sie sich beim Burgherrn für dessen Großzügigkeit persönlich bedankt hätte. Einer der Wachmänner begab sich darauf in den Rittersaal, wo Perchthold wie gewohnt bei dem großen Tische saß, an dem ehemals die alten Rittersleute ohne Manieren gefressen und gesoffen hatten; alles vorbei, vor sich auf dem Tisch hatte Perchthold einen Haufen alter Papiere angehäuft, auf denen die Rechte und Pflichten der Bürger verzeichnet und aufgelistet waren. Er las diese alten Urkunden und Erlässe zu dem einen Zwecke, um weitere Erleichterungen für seine Bürger in die Wege leiten zu können. Seinen Schatzmeister brachte diese grundlose Gutmütigkeit regelmäßig zur Verzweiflung, um nicht zu sagen, zur Weißglut.

Als der Mann von der Wache Perchthold von der alten Frau und ihrem Ansinnen berichtete, stand er, ohne zu zögern, von seinem Platz auf und ging hinaus zu ihr. Hermine, die im Burghof auf ihn wartete, war mit unansehnlichen, ausgewaschenen Lumpen bekleidet, sie hatte einen krummen Rücken. Ihre Erscheinung rührte das Herz des mildtätigen Burgherrn. Sie erzählte ihm von ihrem kranken Mann, den sie ohne Einkünfte schon ein ganzes Jahr zu pflegen hatte. Vor lauter Mitgefühl, die Perchthold für die missliche Lage dieses armen Mütterleins empfand, reichte Perchthold Hermine die Hand und er hielt diese darauf noch lange fest. Zum Ende ihrer Rede, zog sie den Burgherrn nah an sich heran, denn außer ihm sollte niemand hören, was sie sagte: „Nimm dich in acht vor deinem Bruder, er wird mit allen Mitteln versuchen, auf deinen Thron zu kommen. Wenn er dich an einen Ort ruft, an dem ihr beide allein sein werdet, dann gehe nicht hin, denn er schreckt in seinem Streben nach der Macht nicht vor dem Schlimmsten zurück.“

Perchthold lief ein kalter Schauer über den Rücken, als er dies hörte, aber er erholte sich schnell von dem Schock dieser prophetischen Worte, die aus dem Munde der Alten gekommen waren. Er lächelte freundlich, dankte ihr für ihr Kommen und bevor er sie entließ, zog er aus der Tasche seiner Hose noch eine glänzende Goldmünze, die er ihr in die Hand legte. Die alte Frau, konnte ob des unerwarteten Geschenks, ihre Freude nicht verbergen. Ihr fiel vor Freude eine Träne aus dem Auge und an der Stelle, wo sie im Boden versickerte, wuchs in derselben Sekunde eine kniehohe Rose aus der Erde empor. Darauf drehte sie sich um und schritt leichten Herzens, samt ihrem Sack voller Lebensmittel und der Goldmünze, durch das geöffnete Tor wieder zur Burg hinaus.

Als Siegbert zugetragen wurde, dass sein Bruder einer Bettlerin eine Goldmünze geschenkt hatte, war er außer sich.

Er war nun endgültig davon überzeugt, dass sein Bruder den Verstand verloren hatte. Er war es auch, der diese zauberhafte Rose auf dem Burghof, die aus den Freudentränen der Alten hervorgegangen war, mit seinen Stiefeln voll des Zorns zerstampfte.

Den Menschen im Dorf ging es in diesem ersten Jahr der Regentschaft Perchtholds bald so gut wie nie zuvor, doch zugleich drohten die Ritter auf der Burg zu verarmen. Da die Reformen des neuen Burgherrn die Einnahmen aus den Steuern beträchtlich verringerten, fehlte bald das Geld an allen Ecken. Man traute sich nicht mehr, einen einfachen Handwerker zu beauftragen, ein Loch im Dach des Wohnturms zu flicken. Weil durch dieses Loch aber sehr häufig Regenwasser bis auf das Bett Perchtholds gelangte und es völlig durchnässte, stieg er eines Tages selbst mit Hammer und Nägeln hinauf und setzte über dem Loch ein paar gebrauchte Schindeln ein, die er an anderer Stelle dem großen Dach entnommen hatte. Über diese Sparsamkeit konnte man vielleicht noch witzeln, aber der neue Burgherr war auch sonst wie von Sinnen; er vergaß zu allem Überflus auch noch ganz darauf gewinnbringende Raubzüge zu unternehmen, wie sie sein Vater regelmäßig unterhalten hatte. Der Schatzmeister rannte sehr häufig zu Siegbert, jammerte ihm ins Ohr, dass das Loch in der Burgkasse mit jedem Tag tiefer wurde, in wenigen Wochen, so prophezeite er, sei es noch tiefer als der Burgbrunnen, die vorprogrammierte Katastrophe werde sie dereinst alle mit in den Abgrund reißen.

Dies zu hören, gefiel dem jüngeren Bruder in keinsten Weise, es brachte ihn zunehmend in Rage, denn ihm tat es um jede Goldmünze leid, die Perchthold leichtfertig herschenkte und um die vielen weiteren, welche durch seine vollkommen unnötigen Reformen nun nicht mehr den Weg aus den Taschen der Bürger in die Schatzkammer der Burg fanden. Siegbert zürnte darüber, er sprühte glühende

Funken des Zorns, er wollte nicht mehr länger mitansehen, wie sein Bruder, der von den Dorfbewohnern wegen seiner Gutmütigkeit inzwischen wie ein Heiliger bewundert und verehrt wurde, sämtliches Familienvermögen verschleuderte.

Siegbert träumte nun davon, seinen Bruder als Burgherr abzulösen, er wollte nichts anderes, als die alten Verhältnisse, wie sie unter seinem Vater geherrscht hatten, schnellstmöglich wieder hergestellt wissen. Er spürte, dass der Zeitpunkt zum Handeln gekommen war, dass es an ihm lag, die Notbremse zu ziehen, damit die stolze Burg nicht endgültig zur Bettelburg verkam.

Was ihn im Kern seines Wesens antrieb, war blanker Neid und immense Eitelkeit, das war es auch, was seine Taten für andere unberechenbar machte. Menschen mit diesen Veranlagungen, gab es nicht nur in der Vergangenheit, es gibt sie leider auch heute zuhauf; sie sind zu allem fähig und sie werden alle zur Verfügung stehende Mittel einsetzen, wenn sie eine Möglichkeit sehen, sich selbst in eine Position der Macht zu hieven. Die einzige Hoffnung, die bleibt, ist jene, dass die Träume dieser Menschen sich letzten Endes ausnahmslos selbst zum Platzen bringen, gerade weil sie sich nur von Neid und Eitelkeit bei ihren Taten antreiben lassen und damit jede Vernunft in ihrem Handeln verlieren.

Wie müssen wir uns die beiden ungleichen Brüder vorstellen, wie sahen sie aus? Perchthold war ein drahtiger, hochaufgeschossener junger Spund, mit freundlichen, offenen Gesichtszügen, er war blondhaarig, mit sich bereits sehr früh abzeichnenden Geheimratsecken. Er war schön wie ein sonnendurchfluteter Tag, wirkte auf das andere Geschlecht liebreizend. In die heutige Zeit würde er gut passen, er wäre vermutlich einer der Männer, der sich in einem Yogakurs für Frauen am besten aufgehoben fühlt, er würde sich mit großer Wahrscheinlichkeit vegan ernähren, in seiner Freizeit ein

Buch nach dem anderen lesen, und, nicht zuletzt, seinem Gewissen folgend, sich als Klimaaktivist aktiv engagieren.

Siegbert, als sein Gegenentwurf, war ein gedrungener, unsportlich wirkender Typ, er war hässlich, wie die Nacht finster, sämtliche Frauen schreckten vor ihm mit Abscheu zurück. Er war ein starrköpfiger Eigenbrötler, hatte feiste Arme und Finger, er schwitzte unangenehm bei der geringsten Anstrengung und alle seine Bewegungen ließen erkennen, feinmotorisch war er eine besondere Niete. Er war einer, der mit niemanden Freundschaft schließen konnte, am liebsten war er mit sich allein, denn er liebte auch nur sich selbst, andere Menschen sah er als seiner nicht würdig an. Er gefiel sich darin, ihnen unmögliche Befehle zu erteilen. Würde er jetzt und heute unter uns leben, würden wir ihn als Störenfried empfinden, als einen, der alles schlecht redet, der sich beständig über Menschen anderer Herkunft abschätzig äußert. Man würde den Umgang mit ihm meiden, wie den Gang auf eine verstopfte Toilette. Schon in der Kinderstube tat er sich damit hervor, destruktiv zu sein, all das zu zerstören, was anderen etwas bedeutete; was der Grund dafür war, dass er einmal das Lieblingsbuch seines Bruders, während eines Anfalls seiner häufig auftretenden Tobsucht, in tausend Stücke riss.

Doch zurück zu der hier erzählten Gesichte. Die Dorfbewohner hatten sich rasch an die neuen Umstände gewöhnt, was dazu führte, dass sie sich nun endlich einmal, mit Gott und der Welt aussöhnen konnten, wie mit einem Bruder, der sich vom Saulus zum Paulus gewandelt hatte. Schnell vergaßen sie die unendlichen Mühen, die ihnen das Leben ehemals zu einer einzigen Qual hatten werden lassen. Lediglich die Ältesten unter den Einwohnern des Dorfes warnten vor zu viel Sorglosigkeit und Unbedarftheit, wussten sie doch, was noch heute gilt: man sollte sich nicht darauf verlassen, dass alles beim Guten bleibt, nur weil gerade alles beim Guten ist. Jede Windstille ist trügerisch, denn schon im nächsten Augenblick

kann ein einzelner Blitz aus einer Gewitterwolke den ganzen Wald - und mit ihm das gesamte Dorf - in ein Meer aus Flammen verwandeln. Egal wie die Zeiten sind und so sehr man sich auch an ihnen erfreut, die Gräber, die man in guten Zeiten nicht aushebt, hebt man dafür in schlechten Zeiten in doppelter Geschwindigkeit aus. Und so kam es schließlich auch, die Menschen des Dorfes sollten schon bald wieder in ihre alte Armut zurückkehren und keine gute Stunde mehr haben.

Es begann mit einem Zwischenfall, der sich zutrug, als Siegbert sich unten im Dorf aufhielt. Dieses Ereignis verletzte und beschämte den eitlen Bruder zutiefst in seiner vermeintlichen Ehre. Er schnappte sich an besagtem Tag, ohne jegliches Benehmen, an dem einen Markstand einen Laib Brot und an dem anderen ein Stück Käse und als er sich wort- und großlos mit seiner Ware auf sein Pferd schwingen wollte, wurde er dazu angehalten, zu bezahlen was er sich da genommen hatte. Er aber, dieser feiste, unsympathische Ehrgeizling, griff stattdessen nach seiner Peitsche und schlug wie ein wilder Stier um sich; man ließ ihn sich austoben, nicht ohne dabei kräftig über dieses Rumpelstilzchen zu lachen. Er hörte die Menschen sagen: „Was will der aufgeblasene Gockel, er ist doch nur der kleine Bruder unsers heiligen Perchtholds! Er wird ihm nie das Wasser reichen können!“

Da brannten bei Siegbert endgültig die Sicherungen durch, er warf den Brotlaib zusammen mit dem Stück Käse in den Dreck und rief: „Wartet nur ihr Knechte, es wird euch noch reuen, dass ihr mir das Recht verwehrt, mich an euren Ständen zu bedienen, wie es mir beliebt! Euer Herr zu sein, dies würde nämlich mir allein zustehen!“ Sagte es und sprang völlig unelegant, wie es eben seine Art war, auf sein Pferd, dann warf er sich in den Sattel und ritt, wie ein kleiner Hossenscheißer hinauf auf die Burg, wo er vor den Dörflern wieder in Sicherheit war.